

Jens-Fietje Dwars

*Der Maler der schönen neuen Welt*

*Laudatio zum Halleschen Kunstpreis für Moritz Götze*

Moritz Götze erhält den Halleschen Kunstpreis 2024. Wie kann das sein? Nicht, dass er ihn nicht verdient hätte. Götze ist geradezu ein Markenzeichen. Kein anderer deutscher Maler der Gegenwart hat in den vergangenen drei Jahrzehnten solch einen Reigen farbenfroh lebens-bejahender Bilder geschaffen, wie dieser Hallesche Künstler, der 1964 in der Hallorenstadt geboren wurde. Man könnte versucht sein, ihn *den* Maler der deutschen Einheit zu nennen, dessen Bilder in Ost und West gleichermaßen gesammelt, mit Freude betrachtet, ja gefeiert werden. Mehr noch: Unter dem Logo „Made in Kaisersaschern“ hat er seine Bilder 2016 bis 2023 gemeinsam mit Rüdiger Giebler auf allen fünf Kontinenten gezeigt, waren die beiden Botschafter Mitteldeutschlands, trugen sie den Namen ihrer Stadt in die Welt hinaus. „Pop-Art-Star Götze geht auf Welttournee“ titelte die Mitteldeutsche Zeitung damals.

Also wäre zu fragen, warum dieser „Star“ den Halleschen Kunstpreis jetzt erst bekommt? Liegt es an der Art seiner Kunst? An der „Pop-Art“? Mußte er erst 60 werden, um seriös genug, um reif für diesen Preis zu sein?

Endlich Pop, endlich Leichtigkeit in der deutschen Malerei, riefen die Kunstkritiker schon Anfang der 90er Jahre und feierten das Wunderkind, das frei von akademischem Ballast eine bunte Bilderwelt für Jedermann schuf. Denn dieser Bildermacher hat ja nirgends Kunst studiert. Er ist der Sohn eines Künstlerehepaares, sein Vater hatte, neben Hans Ticha, die Pop-Art in die DDR eingeschmuggelt. Doch Moritz nahm 1981 eine Lehre als Möbeltischler auf, wollte in Museen arbeiten und rebellierte zugleich als Punksänger gegen die museal erstarrten Verhältnisse. Um Plakate für seine Bands zu machen, entdeckt er den Siebdruck für sich, richtet sich 1986 eine Grafikdruckerei ein und bringt es in dieser alten Technik als Autodidakt zu neuer Meisterschaft. 1991 erhält er einen Lehrauftrag an der Burg Giebichenstein, 1994 eine Gastprofessur in Paris.

Bald schon überträgt der Grafiker die Bilderwelt seiner Siebdrucke auf Leinwände und wird so zum Maler. Ihr gemeinsames Kennzeichen: kräftige schwarze Umrisslinien und immer flächiger werdende Hintergründe in leuchtenden Tönen, die er dynamisiert, indem er schmale Bereiche freilässt, als schwimme die Farbe auf dem Weiß der Leinwände.

Die frühen Arbeiten bis zur Jahrhundertwende waren expressiv, anarchisch. Sie spiegelten den Aufbruch seiner Generation, das Ausbrechen aus vorgeschriebenen Lebensbahnen und zugleich das tsunamihafte Überschwemmtwerden von einer bunt

schillernden Warenflut. Hippe Youngster tummelten sich farbenfroh auf seinen Blättern und Gemälden, wie in Comics: jung, dynamisch, mit schnellen Autos und schönen Frauen in den Kulissen der Weltstädte.

Das fiel auf und gefiel auch vielen, die mit Kunst bis dahin wenig „am Hut“ hatten. Doch auf den zweiten Blick irritierten seine bunten Bilder. Sie zeigten Alltägliches, aber nicht als einfache Abbilder. Von Anfang an erzählen sie Geschichten. Zunächst noch comicartig, mit sperrigen Figuren, die auf merkwürdige Weise den Raum füllten, ihn sprengten, wie ein Gefängnis. Weniger in ausgewogenen Kompositionen, als vielmehr in schrägen, fast surrealen Konstellationen. Diese Bilder waren rätselhaft, doch nicht gedankenschwer bedrückend, nie düster-bedrohlich, weder an- noch wehklagend, wie so oft in einer spezifisch deutschen Tradition der Malerei und Grafik von Grünewald bis Beckmann, die heimlich unheimlich von den Schrecken deutscher Geschichte seit den Bauernkriegen kündigt.

Moritz Götze ist nicht blind für die Verwerfungen und Abgründe der Geschichte. Er erzählt Geschichte in Geschichten. Nur weigert sich etwas in ihm, den Schrecken zu fixieren, denn im Starren auf das Schreckliche drohen wir selbst zu erstarren. Mit Nietzsche gesprochen: Wer lange in den Abgrund sieht, in den sieht der Abgrund hinein ...

Wie Perseus sich der Medusa im Spiegel seines Schildes nähert, so nähert sich der Maler den Schrecken der Geschichte im Spiegel der Kunst. Anfang der 2000-er Jahre begann er, Ikonen der DDR-Malerei von Sitte, Neubert und Womacka mit seinen Stilmitteln zu adaptieren. Eine Art Geisterbeschwörung: Geist und Ungeist ostdeutscher Geschichte wurden so verlebendigt, um von ihnen Abschied zu nehmen, sich mit heiterer Gelassenheit, souverän, vom Alp der toten Geschlechter zu befreien, der auf den Lebenden lastet, in ihrem Unterbewußtsein fortwirkt.

2003 dekonstruierte Moritz Götze den „Bildersaal deutscher Geschichte“, indem er sich das gleichnamige Buch von 1890 aneignete: Leitbilder einer ideal gedachten Nationalgeschichte der Deutschen von den Germanen bis zum Kaiserreich, die sich als pathosverklärte Transformationen des Willens zur Macht zu erkennen gaben. In den Folgejahren gerieten die Leitgestalten Preußens in sein Visier, mithin der Klassizismus eines Schadow, die Aneignung der Antike, des Traums vom Guten, Wahren und Schönen als Kleid und Verkleidung des klassischen Bürgertums, dessen Erben wir heute noch sind. So nötigt uns der Maler zur Auseinandersetzung mit den Bildern, die wir selber im Kopf tragen, die Voraussetzungen unserer Weltsicht sind.

Durch diese Arbeit an den Bildern aber hat sich auch seine eigene Bildsprache verändert: das anarchisch Ungelenke, das wild Rohe der Anfangsjahre ist einer

geschmei-digen Linienführung von anmutiger Sicherheit gewichen. Aus dem Punksänger der Band „Größenwahn“ wurde ein Souverän, der uns einen Spiegel vorhält, in dem er unsere Sehnsucht nach dem Schönen befriedigt und sie zugleich in Frage stellt.

Moritz zeigt uns die schöne Welt der Gegenwart als Schein: in strahlenden Farben, auf Leinwand und Papier, in Emaille und in der Kombination von Bildern und Materialfunden. Mit eleganten Linien zeichnet er uns Gestalten, die man fast „altmeisterlich“ nennen möchte, obgleich sie „modern“ gemalt sind: Umrißlinien wohlgeformter Männer, Frauen und Kinder in klassischen Posen, jedoch ganz und gar unplastisch, Farbflächen, die dynamisch und starr zugleich erscheinen. Eine Schönheit, die sich bei längerer Betrachtung als fragil erweist, als brüchig in sich selbst, wie kurz vor dem Zerspringen, voll rätselhafter Abgründigkeit.

All seine Bilder sind einfach, naiv, kindlich fast, zuweilen mit Buntstiften gezeichnet – und raffiniert zugleich: bis ins Kleinste durchdacht, gestisch genau, farblich abgestimmt. Seine Kunst ist abstrakt und konkret, schnörkellos sachlich und abgründig verträumt oder vielmehr traumverloren, das scheinbar Kindliche an ihr ein Akt der Reduktion, der Konzentration, ein Destillieren des Wesentlichen. Nah an den Wurzeln jeglicher Kunst, speziell der des Mittelalters verwandt, deren leuchtenden Kirchenfenster gleichfalls von der Kraft der strengen Linie und farbiger Flächen lebten. Götze ist modern und zeitlos. Er hat Witz, Frische und im deutschen Kunstraum seltenen Esprit.

Betrachtet man jedoch all die Bilder auf den Gemälden, die Emaillearbeiten, bemalten Schallplatten, Radierungen und Siebdrucke genau, so zeigt sich, dass sie nicht nur bunt und schrill sind, was man fälschlich unter Pop versteht, sondern zugleich tief melancholisch: Die kräftigen schwarzen Umrißlinien, mit denen Götze seine Figuren umgibt, sind nicht nur Anleihen an die Sprache des Comics, sie sind auch Trauerränder. Sie heben die einzelne Figur aus dem Ganzen heraus und vereinzeln sie zugleich, sie betonen die Vereinzelung des einzelnen. Als solche verkörpern sie im wahrsten Wortsinn das Prinzip der Individuation, der Selbstbehauptung: der einzelne, der seine Existenz gegenüber seiner Umwelt behauptet, gewinnt ein Eigenleben und ist damit zugleich zum Tode verurteilt, zum Bewußtsein seiner Endlichkeit. Nietzsche nannte diese Lebens- und Kunstform das Apollinische im Gegensatz zum Dionysischen, zur Wiedergeburt des Lebendigen aus der rauschhaften Auflösung des Ich.

In den Bildern des Moritz Götze schweben die vereinzelt Einzelnen wie schwerelose Atome durch das Universum ihrer beziehungslosen Beziehungen, ein jeder verloren in sich, in seiner eigenen Welt. Das entspricht präzise unserer digital reproduzierten Zeit, in der die Logarithmen des Internets für jeden einen maßgeschneiderten Kosmos, eine Lebensblase nach seinen Wünschen und Interessen kreiert. Laptops und Smartphones, die

Wahrnehmungsprothesen des vermeintlich freien Individuums, finden Sie daher auf vielen seiner Bilder.

Götze schockgefriert die „schöne neue Welt“, in der wir leben, macht sie als jene „Brave New World“ erkennbar, die Aldous Huxley vor 90 Jahren kommen sah. So wird die Dynamik, auf die wir so stolz sind, als eine Raserei im Stillstand kenntlich. Und vielleicht trifft er damit auch etwas von dem, was Rilke uns sagen wolltte mit dem rätselhaften Vers, die Schönheit sei „nichts als des Schrecklichen Anfang“.

Wie gesagt: der Maler will damit weder klagen, noch anklagen. Er stellt fest, was er sieht. Er fixiert die bunte Oberfläche und mit ihr die Oberflächlichkeit unseres Alltags. Wachen Auges erschreckt uns diese kalte Schönheit und erinnert zugleich an eine Sehnsucht nach anders Schönem, die bleibt, die in uns rumort und uns davor bewahrt, im Hier und Heute aufzugehen, uns mit dem Sosein der Welt abzufinden. Götze zeigt eine entzauberte, eine radikal aufgeklärte Welt, und verzaubert sie damit zugleich. Dass wir alle Rätsel gelöst haben, tritt uns in seinen Bildern als ein Rätsel entgegen, eine Welt ohne Geheimnis gibt sich als Geheimnis zu erkennen.

Ich liebe diese Bilder ihrer Melancholie wegen und ihren Schöpfer für die Unentwegtheit, für die Heiterkeit und Souveränität, mit der er uns dennoch beschenkt. Der Maler versetzt das Hier und Heute für einen Augenblick in Ewigkeit, auf daß wir das Brüchige, das Unhaltbare unserer eigenen Existenz in seinen Bildern wahrnehmen, statt uns nur eitel mit ihnen zu schmücken.

Ich freue mich, dass er heute den Halleschen Kunstpreis 2024 erhält. Es ist höchste Zeit, in dem gefeierten Pop-Art-Star einen unzeitgemäßen Maler mit feinem Tiefgang wahrzunehmen.

*Jens-Fietje Dwars ist Schriftsteller, Buchgestalter, Film- und Ausstellungsmacher.*